

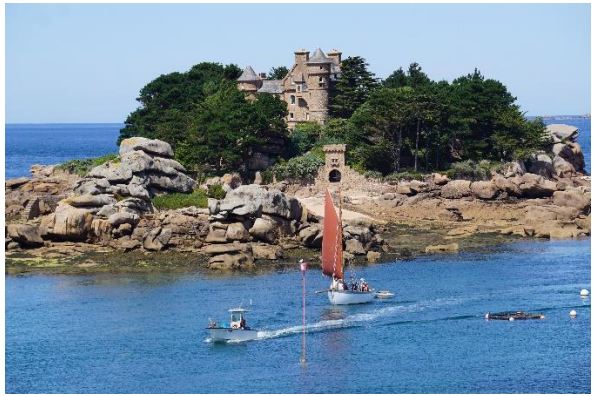
Mit „Yggdrasil“ auf Sommerreise

Seit zwei Monaten sind wir unterwegs und es ist vielleicht mal wieder Zeit für eine Zwischenbilanz:

Die Entscheidung, am Westausgang des Englischen Kanals nach Süden abzuknicken und nicht nach Norden gen Schottland, war genau richtig. Wir wussten vorher schon, es wird die Wahl zwischen kurzen Hosen und langen Unterhosen, und so sind wir direkt in den Hochsommer hineingesegelt. Der magische Ort heißt *Point Du Raz*, ganz im Westen der Bretagne. Man segelt hier „um die Ecke“ und innerhalb einer Stunde ändert sich alles. Der Wind lässt nach, die Temperatur steigt an, die Sonne wird heller und Himmel und Meer blauer. Die Häfen werden dominiert von Engländern und wenn man sie fragt, was sie hierher treibt, sind es genau drei Dinge: Erstens das Wetter, zweitens das Wetter und drittens das Essen. Patriotismus sieht anders aus, aber wir haben nach kurzer Zeit volles Verständnis für diesen Pragmatismus, auch wenn Napoleon und King George sich im Grabe wälzen würden angesichts dieser Form von Subversion.

Wir sind die Küste entlang in die Biscaya nach Süden gesegelt, immer auf der Suche nach dem besonderen Ort, wo man verweilen möchte, innehalten, pausieren und rekreieren. Es gibt ihn nicht. Es ist überall gleichermaßen schön, spannend und entspannend zugleich. Felsenküste, menschenleere Sandstrände, Fischerorte und Ankerbuchten, am Ende waren die Inseln *Oleron* und *Ré* mit *La Rochelle* unser Wendepunkt. Wir hatten manchmal das Gefühl, nicht mehr aufnehmen zu können an Eindrücken und Erlebnissen, Reizüberflutung und sich Treibenlassen in Kombination.





Die Bretagne gilt als sehr schönes, aber auch schwieriges Revier. Wir kennen sie aus früheren Reisen, wussten worauf wir uns einlassen und sind grundsätzlich vorsichtig. Wir haben uns auf alles Denkbare eingestellt und waren gut vorbereitet und: Haben Glück gehabt! Das Wetter hätte bisher nicht besser sein können, keine Starkwindtage und kein tagelanges Warten auf günstige Gelegenheiten weiterzukommen. Dennoch, Murphys Law sitzt immer im Nacken und Nachlässigkeit wird grundsätzlich bestraft. Und so sind es neben dem Wind auch noch andere Faktoren, die es im Auge zu halten gilt: Der Schwell, La Houle genannt. Unabhängig vom aktuellen Wind kommt der Schwell als langgezogene Dünung heran, manchmal nur flach, alle 10 Sekunden geht es einen halben oder einen Meter auf und ab, und manchmal höher, zwei, drei Meter und mehr. Treffen diese Wellen auf Hindernisse, Hafeneinfahrten, flache Barren vor Flussmündungen oder Gegenstrom, verkürzen sie sich, steilen sich auf und können brechen. Dadurch können sie nicht nur kleinen Fahrzeugen sehr gefährlich werden, der Schwell wird aber in den täglichen Wetterberichten in Richtung, Höhe und Periode exakt vorhergesagt. Zum anderen ist gerade im Westen der Bretagne mit sehr schlechter Sicht oder gar Nebel zu rechnen. Gerade in sommerlichen Hochdruckwetterlagen ist das Gebiet um



Ouessant, jene Insel ganz weit im Westen, berüchtigt für permanent schlechte Sicht. Und gerade hier tritt dann auch eine weitere Herausforderung in den Vordergrund: Der Gezeitenstrom. Wir sind schon aus dem Gebiet der Kanalinseln einiges gewohnt, wenn aber hier starke Strömung auf den Schwell trifft, die Sicht durch Nebel beeinträchtigt ist, möchte man auf Starkwind wirklich verzichten. Aber wie schon erwähnt, wir hatten Glück. Dennoch gibt es einige Passagen, in denen Vorsicht angeraten ist: „No-one passes *Raz*

du Sein without fear or sorrow“ heißt es bei den Einheimischen. Und so verursacht dieses Gate in den Süden doch schon einige Tage vorher leichtes Magengrummeln. Die Bilder von Gischt umtosten Leuchttürmen und chaotischer See, die mittlerweile sogar den Weg in die „Kunstabteilung“ von Ikea gefunden haben, hat man immer im Hinterkopf und umso mehr freuen wir uns, diese Abschnitte bei wirklich günstigen Bedingungen passiert zu haben. Einmal jedoch sind wir wirklich vollkommen überrascht worden. Wir starteten vor Sonnenaufgang in der nördlichen Bretagne und hatten uns auf einen langen Reisetag nach Westen eingestellt. Nachmittags passierten wir die Insel *Batz*, liefen unter Motor und hatten nur wenig Wind, aber recht hohen Schwell gegenan. Innerhalb von Minuten änderte sich das Seegangsbild komplett, die See wurde kürzer, steiler und bedeutend höher, der Strom nahm auf etwa sechs Knoten zu. Wir schlossen die Luken, leinten uns an und suchten nach der Ursache. In der Seekarte fanden wir nichts, aber in einem englischen Handbuch die Warnung, dass es hier durch starken Gezeitenstrom zu sehr gefährlicher und konfuser See kommen kann. Wir waren, ohne es zu wissen, in ein Tide-Race geraten. Die Situation war sehr unangenehm, aber bei diesem Wetter noch nicht gefährlich, ich hatte einfach meine Hausaufgaben nicht gemacht, wir hätten es nördlich seewärts umfahren müssen.

Durch den starken Wasseraustausch scheint hier in dieser Gegend unter Wasser einiges los zu sein und so können wir fast täglich Delphine bestaunen, die hier systematisch auf Jagd gehen. Es beginnt



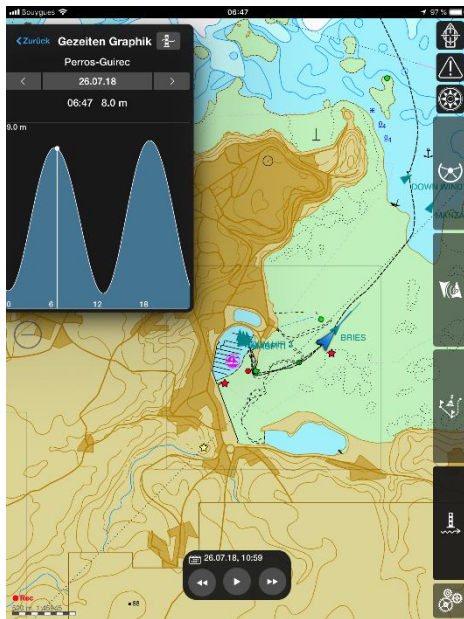
damit, dass wir Möwen und Basstölpel an einer Stelle aufs Wasser herunterstürzen sehen. Dort ist die Oberfläche aufgewühlt durch zahlreiche kleine Fische, die Delphine haben hier offenbar ihre Opfer eingekreist und an die Oberfläche getrieben. Und dann sehen wir sie: Eine Gruppe, man sagt wohl Schule, von vier bis sechs Tieren schießt immer wieder aus dem Wasser

und fischt an der Oberfläche alles ab. Nach einigen Minuten ist die Jagd beendet und die Delphine wenden sich anderen Dingen zu, zum Beispiel unserem Boot. Von links nach rechts und umgekehrt jagen sie unter uns durch, springen komplett aus dem Wasser und sind fast von Hand zu berühren.



Ganz andere Herausforderungen finden wir an Land vor: Je weiter man nach Süden kommt, desto überbordender wird die Bürokratie. Was man in Filmen zum Schmunzeln findet, ist hier Realität. Amtliche Papiere und Stempel gewinnen mit jedem Breitengrad an Bedeutung. So müssen wir in Frankreich (und in Spanien würde alles noch viel schlimmer) amtliche Bootsdokumente mit uns führen, ein Begriff, der jedem Skandinavienurlauber völlig fremd ist. Natürlich haben wir ein solches Papier an Bord und auf Verlangen müssen wir es in manchen Capitainerien vorzeigen. Die Schiffsdaten, Länge, Breite, Heimathafen usw. werden dann akribisch vom Hafenspersonal in eine Maske am PC eingepflegt, über Sinn und Unsinn wird aber nicht weiter reflektiert. Und so fragte mich eine Dame am Schalter, ob „Eschonbo“ the Brand, also der Bootstyp, sei. Ich glaube nicht, dass meine Erklärung des Begriffes „Eigenbau“ bei ihr für Erhellung gesorgt hat, aber wie soll ich einer Französin ein solches Wort auf Englisch transportieren? In Frankreich kommen die Boote wie Kühlschränke vom Fließband; auf die Idee, Bretter aufzusägen, zu biegen und zu verleimen kommt in diesem Land wohl kaum einer.

Bei aller Urlaubsfreude wollen wir aber eins nicht außer Acht lassen: Unsere Geschichte und unser besonderes Verhältnis zu Frankreich. Wir segeln hier nicht nur eine wunderschöne, ja spektakuläre Küste ab, sondern gleichzeitig ein Relikt aus unserer dunklen Vergangenheit: Den Westwall. Von Norwegen über Dänemark, Holland, Belgien, die Kanalinseln und die gesamte französische Küste bis hinunter nach Spanien finden wir die Betonbunker der Nazis, teils intakt, teils verschüttet, Dünen und Steilküsten halb hinabgerutscht, mit Graffiti bemalt, im Westen der Bretagne mit Hinkelsteinen sich abwechselnd, jetsam and flotsam of History. Wir werden hier als Gäste empfangen und sehr freundlich behandelt, die Aufarbeitung unserer Geschichte hat das Zusammenleben mit unseren Nachbarn innerhalb einer Generation normalisiert, unvorstellbar für uns, dass hier vor gar nicht langer Zeit viele Orte in Trümmer gebombt wurden.



Eine wirklich tolle Erleichterung ist unser „Mäusekino“. Auf dem iPad haben wir elektronische Seekarten, außerdem die AIS-Signale der anderen Schiffe (sofern sie mit AIS ausgerüstet sind). Wir sehen also bei schlechter Sicht die anderen auf unserer Seekarte fahren. Darüber hinaus haben wir ein Gezeitenmodul installiert, per Mausklick bekommen wir sowohl die aktuelle Strömung ins Bild als auch die momentane Höhe der Gezeit. Dieser Wert wird einfach auf die Kartentiefe aufaddiert und wir haben die aktuelle Wassertiefe. Was haben wir früher gerechnet, geschätzt und

interpoliert, einfacher geht es heute wirklich nicht. Besonders beim Ansteuern von Häfen und Durchfahrten fährt man hier durch Gebiete, in denen nur wenige Stunden zuvor die „Pêcheur à Pied“, die „Zu-Fuß-Fischer“ unterwegs waren. Mit Spaten und Eimer bewaffnet grabbeln

sie bei Niedrigwasser Muscheln, Schnecken und allerlei Gewürm aus dem Schlick und stellen sich ihr Sushi zum Abendbrot zusammen. Ich bin nun wirklich ein Freund von Schalen- und Krustentieren aller Art, Langusten, Seespinnen, meinerwegen auch Austern, je bizarrer desto leckerer. Das, was die Wattläufer „ünner de Feut hebt“, möchte ich aber nicht zwischen Messer und Gabel sehen.



Die *Ile d'Ouessant* ist ein ganz besonderer Ort. Abseits der Touristenströme, weit draußen vor dem westlichsten Zipfel von Finistère, dem „Ende der Welt“ liegt diese Insel. Umgeben von schroffen Klippen und Untiefen, wurde sie schon vielen Schiffen zum Verhängnis. Es sind aber weniger die



Stürme, die die Schiffe stranden ließen, sondern der ständige Nebel in diesem Gebiet. „Nube abaxo ex muerte“ sagte schon Columbus, death lurks in the low cloud. Zahlreiche Leuchttürme, deren Bilder alljährlich Kalenderblätter dekorieren, markieren hier den Übergang vom Englischen Kanal zur offenen See. Kaum ein Seemann kennt heute noch die Reeperbahn, Ouessant ist

allen ein Begriff. Und so zahlreich die Nationalitäten der vorbeifahrenden Schiffe, so zahlreich die Namen für diese Insel: *Ushant* sagen die englischen, *Uschang* die deutschen Seeleute und für jeden

bedeutet dieser Ort entweder monatelange Trennung von zu Hause oder Heimkehr nach langer Fahrt. Nebelverhangen liegt sie die meiste Zeit des Jahres dort, scheinbar unwirtlich, aber ihr Geheimnis gibt sie erst beim Betreten preis: Üppige Pflanzenwelt, blühende Hortensien in gepflegten Gärten, überall summt und brummt es, Eidechsen laufen einem über die Füße. Denn sobald die Nebelschwaden die Insel erreichen, lösen sie sich auf und lassen der Sonne freien Zugang. Ouessant



hat keinen richtigen Hafen, nur eine nach Südwesten offene Ankerbucht mit Mooringbojen, an denen man mehr oder weniger stark dahinschaukelt. Wäre die Erde eine Scheibe, könnte man bis Brasilien schauen, nicht gerade ein unbeschwerter Liegeplatz. So sind wir dieses Mal mit der Fähre hinübergefahren, im Nebel mit über 20 Knoten mitten durch die Klippen. Der Nebel entsteht durch



die warme Festlandsluft, die hier über dem kalten Atlantikwasser kondensiert. Von wegen Golfstrom, der ist viel weiter im Norden. Als wir ein paar Jungs im Neoprenanzug von der Mole ins Wasser springen sehen, fragen wir sie nach der Temperatur. „Treize“ sagen sie zähneklappernd, dreizehn, und springen fröhlich weiter.

Inzwischen sind wir auf dem Rückweg in die Bucht von *St. Malo* gesegelt. Diesem alten Piratennest wollen wir als nächstes einen Besuch abstatten. Die Wetterlage stellt sich gerade um, der Sommer scheint hier einen kleinen Knick zu bekommen. Mal sehen wie`s weitergeht.

To be continued!